

Europas Mitte Mitte Europas

Europa
als kulturelle
Konstruktion

Kolloquium im Alten Schloss Dornburg

Lehrstuhl für Volkskunde
(Empirische Kulturwissenschaft)
an der Friedrich-Schiller-Universität Jena

COLLEGIUM EUROPAEUM JENENSE
an der Friedrich-Schiller-Universität Jena

COIMBRA-GROUP Task-Force
»Culture, Arts and Humanities«

Herausgegeben von
Kathrin Pöge-Alder und
Christel Köhle-Hezinger



Inhalt

Gabriella Schubert Grußwort des Collegium Europaeum Jenense	7
Kathrin Pöge-Alder Editorial	9
Gabriella Schubert Zentrum und Peripherie: Der Westen, die Mitte und der Südosten Europas	16
Jürgen Barkhoff In der Mitte Europas? Zur kulturellen Identität der Schweiz	39
Justus H. Ulbricht Wer die Mitte sucht, muss über die Ränder sprechen. Skeptische Fragen nach dem Kern europäischer Identität	56
Steffen Höhne Rückkehr nach Europa. Alte und neue Mitteleuropadiskurse	76
Marcin Rebes Zur Identität Mitteleuropas aus der Sicht Polens	98
Jürgen Beyer Europas Mitte liegt am Rande des Abendlandes. Estland im Zentrum europäischer Kultureinflüsse	111
Klaus Roth Vom Rand in die Mitte: Die EU-Integration Südosteuropas	135
Kathrin Pöge-Alder Zurück in die „Mitte“? Wo bleiben Sprache und Herz? Zur Migration der Russischsprecher von Ost nach West	147

Christel Köhle-Hezinger Angst vor Europa? Anmerkungen zur Frage nach Europa als Heimat	169
Susanne Wiegand Kernlandschaft und Außengrenzen. Dialektgeographische Betrachtungen über Thüringens Mitte	181
Anita Bagus „Mitteldeutsche Volkskunde“ zwischen Region, Nation und Europa – ein Erbe für die Europäische Ethnologie	201
Jürgen John „Deutsche Mitte“ – „Europas Mitte“ Zur Verschränkung der „Mitteldeutschland“- und „Mitteleuropa“-Diskurse	221
Autoren	308
English Abstracts	312

Vom Rand in die Mitte: Die EU-Integration Südosteuropas

„Die übrige Welt hieß dort Europa“, schreibt Elias Canetti in seinem autobiographischen Roman „Die gerettete Zunge“ (S. 10), „und wenn jemand die Donau hinauf nach Wien fuhr, sagte man, er fährt nach Europa. Europa begann dort, wo das türkische Reich einmal geendet hatte.“ Canetti, 1981 Nobelpreisträger für Literatur, wurde 1905 in Rustschuk, dem heutigen Ruse, an der Donau geboren, in einer Stadt, die bis 1878 zum Osmanischen Reich gehört hatte - und die inzwischen eine Stadt der Europäischen Union geworden ist. Vom hohen Donauufer kann man weit hinüber schauen nach Rumänien, dem unbekannteren und wenig geliebten Nachbarn im Norden¹.

Lassen wir noch einen weiteren Schriftsteller zu Wort kommen, den Bulgaren Ivan Kulekov, der 1999 - also fast ein Jahrhundert nach Canetti - auf der Leipziger Buchmesse sagte: „Europa. Ein Traum. Dass du in Europa lebst und von Europa träumst - das kann es nur in Europa geben“². Und fügen wir noch jene ethnographische Beobachtung hinzu, die man an vielen Reisebüros und auf Bussen in Bulgarien und anderen Ländern der Balkanhalbinsel machen kann. Dort werden regelmäßig „bileti za Evropa“, „Fahrkarten nach Europa“, angeboten und verkauft. Wenn ein Reisender dann von seinen Freunden und Bekannten gefragt wird, wohin er fährt, wird er wahrscheinlich sagen: „pätuvam za Evropa“, „ich reise nach Europa“, wenn er Ziele wie Wien, München oder Paris ansteuert. Ganz analog wird übrigens auch ein griechischer Reisender sagen „pao stin Evropi“. Und über den neuen, modernen und sehr gut ausgestatteten Reisebus wird er möglicherweise sagen, dieser habe „europäischen Standard“.

Diese drei Schlaglichter, denen noch viele weitere Beobachtungen hinzugefügt werden könnten, beleuchten alle das im Grunde gleiche Phänomen. Wiewohl ihre Länder geographisch natürlich zu Europa gehören, fühlen sich die Menschen am südöstlichen Rand Europas nicht zum „eigentlichen“ Europa zugehörig, ja empfinden sich ihm gegenüber als zweitrangig, minder-

wertig und ausgegrenzt. Gestützt wird dieses Gefühl durch die immer wieder gemachte schmerzhaft Erfahrung, dass sie von eben dieser „Mitte“ Europas nicht wahrgenommen, als „Balkan“ herabgesetzt, ja stigmatisiert werden. Dass im Westen niemand etwas über ihre Länder und ihre Geschichte weiß, dass selbst in renommierten Zeitungen Hauptstädte und Länder falsch zugeordnet werden, dass ihre Sprachen durcheinander gebracht und kaum einer ihrer Namen richtig ausgesprochen oder geschrieben wird - all dies ist beständige Alltagserfahrung für Millionen von Menschen, die sich vom Rand Europas in die Mitte begeben oder die in ihrem Land Kontakt mit „Europäern“ haben. Oder wofür spricht es, wenn der Bürgermeister von Sibiu/Hermannstadt, der Kulturhauptstadt 2007, die Journalisten in Berlin zu Rumänien beruhigte: „Es gibt Straßen, und selbstverständlich kommt man auf ihnen auch ganz leicht nach Hause zurück“?

Als wohl vorerst letzte Länder sind Bulgarien und Rumänien am 1. Januar 2007 zusammen der Europäischen Union beigetreten und damit vom europäischen Rand nach „Brüssel“, in die Mitte des vereinigten Europa vorgestoßen. Was bedeutet dieser von der politischen Elite erreichte Schritt für die Beziehungen zwischen der EU und den beiden südosteuropäischen Ländern, also zwischen Zentrum und Peripherie? Und wichtiger noch: Was bedeutet dieser Schritt für die Beziehungen und gegenseitigen Wahrnehmungen der Völker? Der Blick in die Geschichte lehrt, dass die Beziehung zwischen der „Mitte“ und der südöstlichen Peripherie Europas und die gegenseitige Wahrnehmung auf beiden Seiten ambivalent ist³. Das Balkanbild der „eentlichen Europäer“ oszilliert zwischen freundlicher Exotisierung und affektiver Ablehnung, wobei letztere überwiegt: Der Balkan ist, wie Maria Todorova (1999) dargelegt hat, für den „zivilisierten Westen“ seit dem 19. Jahrhundert zum „significant other“, zur Chiffre für die verdrängte eigene „dunkle Seite“ geworden. Doch auch die Beziehung der Südosteuropäer zum Westen ist zwiespältig⁴. In den Balkanländern ist im Alltagsdenken wie auch in den intellektuellen Diskursen ein ständiges Pendeln festzustellen zwischen Gefühlen der Zugehörigkeit und der Nichtzugehörigkeit, zwischen dem Gefühl, „Europäer“ zu sein, und dem gleichzeitigen Bewusstsein, doch anders, eben: balkanisch zu sein. Es ist ein Schwanken zwischen dem Wunsch nach und der gleichzeitigen Angst vor der Inklusion. Diese ambivalente Beziehung

zu „Europa“ - und das heißt heute de facto: zur Europäischen Union - kennzeichnet, wie die Ethnologin Jutta Lauth-Bacas (2004) schreibt, auch die heutigen Griechen, und das noch nach 25 Jahren EU-Mitgliedschaft.

Die Gründe für diese ambivalente Beziehung der südosteuropäischen Peripherie zur „Mitte“ Europas sind vielfältig, und sie liegen sowohl auf der objektiven als auch auf der subjektiven Ebene. Es sind zum einen, wie John Cole (1985) und zuletzt Holm Sundhaussen (1999) ins Gedächtnis gerufen haben, harte geopolitische, ökonomische und historische Fakten und zum anderen gegenseitige Wahrnehmungen und Konstruktionen. Dabei hat, um Todorovas Ansatz zu erweitern, nicht nur der Westen Europas sich den „wildem, unzivilisierten Balkan“ als sein Gegenbild, sondern auch der Südosten sich sein Bild „Europas“ konstruiert - ein Bild, das ständig zwischen Begeisterung und Ablehnung, zwischen Faszination und Aversion schwankt und in dem „Europa“ sowohl Sehnsuchtsraum als auch Angstraum ist. Die bereits aus dem mittelalterlichen Schisma von Ostkirche und Rom und der traumatischen Erfahrung der Kreuzzüge herrührenden antieuropäischen Haltungen wurden erst seit dem frühen 19. Jahrhundert durch proeuropäische verdrängt, beeinflussen aber bis heute in Form scharfer Kontrastierungen von „westlicher Rationalität“ und „östlicher Spiritualität“ die öffentliche Meinung, am stärksten in Griechenland.

Die *objektiven* historischen Gründe für die „Europaferne“ Südosteuropas sind in der Tat beeindruckend: Südosteuropa stand über etwa ein Jahrtausend unter Byzantinischer Herrschaft oder unter starkem byzantinischem Einfluss. Es war ein Reich, das die Trennung zwischen Staat, Kirche und Gesellschaft, die ja die westliche Entwicklung seit dem Mittelalter kennzeichnete, nicht kannte (vgl. Beck 1985). Diese Struktur wurde durch die 500 Jahre währende Osmanische Herrschaft mit ihrem auf der Religionszugehörigkeit basierenden *millet* Verwaltungssystem noch verstärkt, so dass der Südosten Europas bis weit ins 19. Jahrhundert hinein von der geistigen, wissenschaftlichen, technologischen und wirtschaftlichen Entwicklung des sich in Mittel- und Westeuropa herausbildenden Weltsystems (vgl. Wallerstein 1998, 2004) abgekoppelt blieb. Die zum Osmanischen Reich gehörenden Länder haben damit ein grundlegend anderes historisches Schicksal. Sie haben eine Entwicklung durchgemacht, die weder Renaissance noch Aufklärung kannte und sie

weitgehend aus dem europäischen Modernisierungsprozess ausschloss (siehe Cole 1985: 12). Die Balkanländer lagen zwar nahe bei Istanbul, der Mitte des Osmanischen Reiches, doch war mit dem Niedergang des Osmanischen Reiches seit dem 18. Jahrhundert der „kranke Mann am Bosphorus“ selbst völlig an die Peripherie des westeuropäischen Weltsystems gerückt. Wenngleich in Südosteuropa die „nachholende Modernisierung“ im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert durchaus Fortschritte brachte, wurden diese in den sozialistischen Ländern durch 45 Jahre Kommunismus größtenteils wieder vernichtet: Durch den Eisernen Vorhang wurde die Abkopplung von der Mitte Europas noch erheblich verschärft, so dass sich die Rückständigkeit der Länder und - als Gegenstrategie gegen den totalitären Zugriff des sozialistischen Staates - das Beharren der Menschen bei traditionellen Verhaltens- und Denkweisen noch verstärkte. Nicht übersehen werden darf daher, dass Bulgarien und Rumänien bisher die einzigen Länder sind, die ein doppelt schweres Erbe in die Europäische Union einbringen: ein halbes Jahrtausend osmanische Herrschaft und ein halbes Jahrhundert totalitären Sozialismus. Diese Tatsachen sind vielen Menschen in Südosteuropa durchaus bewusst, was sich in dem Gefühl (oder Bewusstsein) äußert: „wir gehören eigentlich nicht dazu“.

Diesem Gefühl steht freilich auf der anderen Seite ein ebenso starkes Gefühl gegenüber, eben doch (und mit Nachdruck) ein Teil Europas und seiner Geschichte zu sein. Diese „Europa-Nähe“ kommt nicht nur in Reden von Politikern und Diplomaten zum Ausdruck, der mit fast ausschließlich historischen Argumenten geführte Nachweis der Zugehörigkeit bestimmt auch weithin den öffentlichen Diskurs in Südosteuropa. Nimmt Griechenland ohnehin für sich in Anspruch, die „Wiege Europas“ zu sein, so verweist Rumänien auf die Daker und vor allem auf die Tatsache, dass seine romanische Sprache es per se zu einem „lateinischen“ Land mache, während in Bulgarien Aufsehen erregende archäologische Ausgrabungen den Nachweis erbringen sollen, dass die Thraker - noch vor den Griechen! - die älteste Hochkultur Europas hervorgebracht haben und damit die wahren „Ureuropäer“ seien. „Wir haben schon immer zu Europa gehört und sehr früh große Kulturleistungen vollbracht,“ will diese in den Medien sehr hoch gespielte Argumentation sagen; auf die „historische Fixierung“ dieses Identitäts- und Zugehörigkeitsdiskurses hat kürzlich Aleksandăr Kjosev aufmerksam gemacht⁵.

Neben dieser Legitimation durch die Vergangenheit ist für die Balkanländer die Legitimation durch die Religion identitätsbildend, womit nicht nur der Verweis auf das gemeinsame (orthodoxe) Christentum, sondern mehr noch die Opferrolle für Europa gemeint ist: Südosteuropa habe als Bollwerk gegen den Islam für Europa gelitten, eine Argumentation, die besonders in Serbien populär ist. Eine weitere und sehr wichtige Legitimation der Zugehörigkeit liegt in der seit der Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzenden ‚Europäisierung‘ und Nationalstaatsbildung, d.h. einer nachholenden Modernisierung, die Dieter Senghaas (1982) als das erste große Entwicklungsprojekt des Westens bezeichnet hat. Mit beeindruckendem Eifer strebten die Gesellschaften Südosteuropas danach, das mittel- und westeuropäische Modell in nahezu allen Bereichen zu befolgen, und waren beseelt von dem Wunsch, zu Europa dazuzugehören. Dabei war jedes Land Südosteuropas wesentlich auf *ein* westliches Referenzland ausgerichtet, Bulgarien etwa auf Deutschland und Rumänien auf Frankreich. Mit der Imitation des Westens, die, wie Beobachter seit dem 19. Jahrhundert immer wieder beklagten, zumeist nur eine oberflächliche, eine „Fassadeneuropäisierung“ war, wuchs freilich auch die Skepsis, ja die Ablehnung wesentlicher Elemente des westeuropäischen Paradigmas, besonders im Bereich der sozialen Beziehungen und der Moral (siehe Petrov u.a. 2007). Die Jahrzehnte des Sozialismus, wiewohl sie vieles an Europäisierung zunichte gemacht haben, machten gerade wegen der weitgehenden Abschottung vom „kapitalistischen Westen“ eben dieses Europa (und den Westen allgemein) für die Menschen um so attraktiver, machten es zu einer „Mitte“, zu der man dann nach der Wende von 1989 um so unbedingter zurückkehren wollte (vgl. Benovska 2002). Bezeichnend für diese Stimmung ist, dass sich in Bulgarien sogar eine politische Partei „Weg nach Europa“ und eine andere „Eurolinke“ nannte. Aus diesem Zugehörigkeitsanspruch heraus wurden dann auch recht früh von Politikern Bulgariens und Rumäniens Verhandlungen mit der Europäischen Union aufgenommen und, wenn auch mit Einschränkungen, erfolgreich zum Ziel geführt.

Grundlage der Verhandlungen war der *acquis communautaire*, jenes Gesamtwerk aus Anforderungen, Normen, Gesetzen und Standards, die die Europäische Union seit mehr als fünfzig Jahren herausgebildet hat. Es sind Normen, die aus der historischen Erfahrung der mittel- und westeuropäischen Länder

erwachsen sind, die der Erfahrung der beiden Weltkriege geschuldet waren und die weithin auf den Prinzipien des Römischen Rechts, auf zivilgesellschaftlichen Werten und Institutionen, auf Demokratie und Pluralismus sowie auf der Marktwirtschaft basieren. West- und Mitteleuropa haben als Keimzelle der EU somit Grundlagen gelegt, die nicht unbedingt den historischen Erfahrungen der Länder Südosteuropas entsprechen. Dass sich hier Reibungsflächen ergeben, zeigen nicht nur die erheblichen Schwierigkeiten, die die EU mit dem Mitglied Griechenland hatte und noch hat, sondern auch die Tatsache, dass Bulgarien und Rumänien die ersten Beitrittsländer sind, die unter Auflagen in die EU aufgenommen worden sind, sozusagen als Mitglieder zweiter Klasse.

Es ist nun bezeichnend, dass die von der Europäischen Kommission in mehreren Berichten beschriebenen Missstände und die im September 2006⁶ festgelegten „Schutzmaßnahmen“ genau jene Bereiche der Gesellschaft betreffen, in denen die Länder Südosteuropas einen eigenen, abweichenden historischen Entwicklungspfad genommen haben bzw. zu nehmen gezwungen waren. Die jahrhundertelange osmanische Fremdherrschaft hatte sehr langfristige Folgen auch insofern, als sie spezifische defensive Strategien des Umgangs mit fremder Macht, ja mit Macht überhaupt erzeugte, die durch den totalitären Sozialismus noch perpetuiert und verstärkt wurden. Diese Alltagsstrategien sind vor allem gekennzeichnet durch indirekten Widerstand, also durch ausweichendes Verhalten gegenüber der Macht sowie durch listiges Umgehen von Gesetzen und Nichtbefolgen von Vorschriften (siehe Roth 1999). Dem Staat und seinen Institutionen wird in allen südosteuropäischen Ländern dementsprechend ein hohes Maß an Misstrauen entgegengebracht, ja er wird von vielen sogar als Feind betrachtet, so dass Christian Giordano (2007) zu Recht von einer „Kultur des öffentlichen Misstrauens“ sprechen kann.

Es versteht sich, dass jene zivilgesellschaftlichen Traditionen und Institutionen, die für Mittel- und Westeuropa kennzeichnend sind, unter diesen Bedingungen nicht oder nur ansatzweise entstehen konnten. Soziales Vertrauen war und ist damit in Südosteuropa nicht in Institutionen lokalisiert, sondern nahezu ausschließlich in Personen und sozialen Netzwerken. Diese auf privatem oder personalisiertem Vertrauen basierenden Netzwerke waren es, die in osmanischer Zeit wie auch im Sozialismus das

Überleben sicherten - und die es in der schwierigen Transformationszeit immer noch tun (siehe Roth 2007). Sie vermitteln Nähe und Anteilnahme, bieten Schutz und gegenseitige Hilfe, eröffnen Beziehungen und Chancen und sind für die meisten Menschen wichtigster identitätsstiftender Bezugspunkt. Sozialkapital kann weitgehend nur in diesen Netzwerken erworben werden, was einerseits ein ausgeprägtes Beziehungswesen, Familismus und Nepotismus und andererseits ein recht hohes Maß an Verantwortungslosigkeit (auch der Eliten) gegenüber dem Gemeinwohl und dem öffentlichen Raum zur Folge hat. Hieraus ergibt sich im Alltagsverhalten nicht nur ein z.T. extremer Partikularismus und eine ubiquitäre „kleine Korruption“, die institutionelle Bereiche wie das Gesundheitssystem, Schule, Universität und Gericht betrifft (siehe Benovska 2005), sondern es gibt in vielen Bereichen von Wirtschaft, Recht, Politik und Gesellschaft Klientel- und Patronagebeziehungen sowie „große Korruption“, etwa in den mit der Verteilung und Verwaltung von EU-Fördermitteln beauftragten Ministerien (siehe Petrova 2006).

Wie also können die Länder Südosteuropas vom Rand Europas zur Mitte gelangen? Wie können sie in die EU integriert werden, sich an deren Normen und Standards anpassen, ohne ihre Identität zu verlieren? Jutta Lauth-Bacas hat für Griechenland sehr deutlich gemacht, dass die Angst, sich durch Anpassung von seiner Kultur, von seinem Griechentum zu entfremden, auch heute noch durchaus real und verbreitet ist. Es gibt also für Bulgarien und Rumänien weder sichere Prognosen noch Allheilmittel, ist doch die Lage der beiden Länder nach 45 Jahren Sozialismus noch prekärer als die Griechenlands.

Der Weg vom Rand in die Mitte hat, so meine ich, zunächst einmal eine wichtige räumliche und wirtschaftliche Dimension: Zwar wird die Balkanhalbinsel auch in Zukunft weiterhin europäische Peripherie und werden ihre Länder auf absehbare Zeit rückständige Länder bleiben. Sie haben jedoch eine größere Entwicklungsdynamik als die meisten alten EU-Länder, sie werden zunehmend angeschlossen an die europäische Infrastruktur und nehmen in hohem Maß an der Mobilität in Europa teil, sei es durch Studenten und Arbeitsmigranten oder sei es durch Geschäftsleute und Touristen. Hinderlich ist allerdings, dass diese Dynamik weitgehend auf einige wenige urbane Zentren begrenzt ist und dass ganze Regionen zunehmend marginalisiert werden, ein Phänomen, das als „doppelte Peripherisierung“ diskutiert

wird. Die eigene Marginalisierung in Europa wird sozusagen weitergereicht an die innere Peripherie, in der zunehmend ethnische Minderheiten, vor allem Roma, konzentriert sind.

Der Weg zur „Mitte Europas“ ist allerdings weniger ein räumlicher, sondern vor allem ein geistiger, sozialer und kultureller; und es ist ein Weg, der ständig die Frage nach der eigenen Identität aufwirft. Dieser Weg heißt vor allem, die extremen inneren gesellschaftlichen Spaltungen abzumildern, jene Disparitäten, die auch in den neuen EU-Mitgliedsländern Ostmitteleuropas zunehmend für innergesellschaftliche Spannungen und Konflikte sorgen: Es sind, um nur die wichtigsten zu nennen, scharfe Disparitäten zwischen abgehobener Elite und Volk, zwischen Stadt und verödem Land, zwischen Verlierern und Gewinnern der Transformation. Die Gegensätze in Südosteuropa sind, für jeden Besucher unübersehbar, überaus krass. Freilich darf dabei nicht übersehen werden, dass auch in den alten EU-Ländern die Gegensätze schärfer werden.

Nötig für diesen Weg ist aber noch etwas Weiteres, sehr Grundlegendes: der über die oberflächliche Anpassung hinausgehende mentale Wandel. Als Kulturwissenschaftler wissen wir sehr wohl, dass die Veränderung grundsätzlicher Denkweisen, Werte und Orientierungen ein sehr langfristiger und schwieriger Prozess ist. Defensive Strategien und Praktiken des Eigensinns gegenüber einer als fremd empfundenen Herrschaft, die über Jahrhunderte gewachsen und enkulturiert worden sind, können gewiss nicht in einer Generation abgelegt werden. Diese fremden Mächte, sei es das Osmanische Reich oder seien es die Kommunisten, gibt es nicht mehr und die Strategien sind eigentlich dysfunktional. Die Gefahr ist allerdings, dass sie auch auf „Brüssel“ übertragen werden, dass Brüssel zu jener fremden Macht wird, der man misstraut und von der man dennoch versucht, Vorteil zu ziehen. Für Griechenland ist diese Haltung mit dem Terminus der „free-rider mentality“ beschrieben worden (Lauth-Bacas 2004).

Notwendig für den Weg in die Mitte Europas ist somit ein gewisses Maß an mentaler Modernisierung statt nur oberflächlicher Anpassung. Fordert die EU allerdings völlige Anpassung, kommen unweigerlich die traditionellen Abwehrreflexe zum Tragen und nimmt die Angst vor Verlust der Eigenart und Identität überhand. Derartige Neigungen zeigen sich nicht nur in den Wahlergebnissen, die den Populismus und Nationalismus ge-

stärkt haben, sondern auch in der massiven Stärkung des Neo-Balkanismus oder Neo-Orientalismus in der Popularkultur, etwa in der Musik, in der sich heute über alle verfügbaren Medien eine Tradition des „Turbofolk“, der *čalga* (vgl. Ivanova 2004) und *manele* durchgesetzt hat, die zwar westliche Elemente integriert, im Wesentlichen aber aus traditioneller Volksmusik mit orientalischen Anklängen besteht und nicht selten antieuropäische Stimmungen transportiert. Doch nicht nur im Volk, auch unter Gebildeten haben antieuropäische Identitätsdiskurse einen wichtigen Platz.

Der Weg in die Mitte Europas ist für die Menschen in Südosteuropa schwierig und sie fühlen sich, stärker wohl als anderswo in Europa, zerrissen. Eine durchaus wahrscheinliche Strategie des Umgangs mit diesem Dilemma ist es, diesen Weg wieder nur oberflächlich, nur scheinbar zu gehen: zu Europa zu gehören, ohne wirklich auch zu ihm zu gehören, also „double-faced behavioral forms“ (Lauth-Bacas 2004: 18) zu praktizieren. Für die EU ergibt sich daraus die Frage, wieviel substantielle Abweichung von ihren Grundprinzipien sie auf Dauer vertragen kann.

„Europa“ war, so hatte ich eingangs Ivan Kulekov zitiert, stets nur ein Traum, eine unerfüllte Sehnsucht. Für Bulgarien und Rumänien hat sich dieser Traum mit dem EU-Beitritt in eine harte, ernüchternde und für viele Menschen sogar schmerzhaft Realität verwandelt. Vielleicht war es, um in dem Bild zu bleiben, ein Traum, der zu früh in Erfüllung gegangen ist. Zu hoffen bleibt, dass sich die Ansichten befragter bulgarischer Studenten durchsetzen, die die Notwendigkeit eines substantiellen mentalen Wandels akzeptieren (Elchinova 2004: 40), und nicht die jener Menschen, die in der EU lediglich eine Melkkuh sehen und ansonsten bei ihren gewohnten Verhaltensweisen bleiben wollen. Die Folge wäre eine dauerhafte Selbstmarginalisierung und Selbstexklusion aus der Mitte Europas.

Literatur

- Beck, Hans-Georg 1985: Byzanz und unsere Zeit - Welche Spuren hinterließ es in Europa? In: Südosteuropa-Mitteilungen 25: 3-14.
Benovska-Sabkova, Milena 2002: Constituting the Image of Europe in the Post-Socialist Period in Bulgaria. In: Ethnologia Europaea 32,1: 49-55.

- Benovska-Säbkova, Milena 2005: Ist die „kleine Korruption“ wirklich klein? Eine Fallstudie im Bereich des Bildungswesens zur Zeit des Sozialismus und des Postsozialismus. In: K. Roth (Hg.), *Sozialismus: Realitäten und Illusionen. Ethnologische Aspekte der sozialistischen Alltagskultur*. Wien, 105-118.
- Canetti, Elias 1977: *Die gerettete Zunge. Geschichte einer Jugend*. München.
- Cole, John W. 1985: *Culture and Economy in Peripheral Europe*. In: *Ethnologia Balkanica* 15: 3-26.
- Elchinova, Magdalena 2004: *Bulgaria's Way to Europe. Some Aspects of Identity Construction among Bulgarian Students Today*. In: *Ethnologia Balkanica* 8: 35-55.
- Giordano, Christian 2007: *Privates Vertrauen und informelle Netzwerke: Zur Organisationsstruktur des öffentlichen Misstrauens. Südosteuropa im Blickpunkt*. In: K. Roth (Hg.), *Soziale Netzwerke und soziales Vertrauen in den Transformationsländern. Ethnologische und soziologische Untersuchungen*. Berlin: LIT, 21-49.
- Ivanova, Radost 2004: *Die čalga als kultureller Ausdruck der Transformation*. In: *Ethnologia Balkanica* 8: 227-238.
- Lauth-Bacas, Jutta 2004: *Greek Attitudes towards EU Inclusion: Controversial Discourses of Belonging*. In: *Ethnologia Balkanica* 8: 7-21.
- Petrov, Petăr/Katerina Gehl/Klaus Roth (Hg.) 2007: *Fremdes Europa? Selbstbilder und Europa-Vorstellungen in Bulgarien 1815-1945*. Berlin, Münster: LIT (=Kulturgeschichtliche Perspektiven, Bd. 6).
- Petrova, Invanka/Klaus Roth 2006: *'Europäisierung' und Vergabe von EU-Mitteln: Das Beispiel bulgarischer Unternehmen*. In: H. Schubert (Hg.), *'Europäisierung' - Begriff, Idee und Verwendung im interdisziplinären Diskurs*. München, Forst-Arbeitspapiere 38, S. 51-58.
- Roth, Klaus (Hg.) 2007: *Soziale Netzwerke und soziales Vertrauen in den Transformationsländern. Ethnologische und soziologische Untersuchungen*. Berlin: LIT.
- Roth, Klaus 1999: *Praktiken und Strategien der Bewältigung des Alltagslebens in einem Dorf im sozialistischen Bulgarien*. In: *Zeitschrift für Balkanologie* 35: 63-77.
- Schubert, Helga (Hg.) 2006: *'Europäisierung' - Begriff, Idee und Verwendung im interdisziplinären Diskurs*. München (Forst Arbeitspapiere 38).
- Senghaas, Dieter 1982: *Von Europa lernen. Entwicklungsgeschichtliche Betrachtungen*. Frankfurt/M. (S. 278-287)

- Sundhaussen, Holm 1999: Europa balkanica. Der Balkan als historischer Raum Europas. In: Geschichte und Gesellschaft 25: 626-639.
- Todorova, Maria 1999: Die Erfindung des Balkans. Darmstadt: WBG.
- Wagner, Richard 2006: Autistische Nachbarn. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 27: 3-6.
- Wallerstein, Immanuel 1998: Das moderne Weltsystem II. Der Merkantilismus. Europa zwischen 1600 und 1750. Wien.
- Wallerstein, Immanuel 2004: Das moderne Weltsystem III. Die große Expansion. Die Konsolidierung der Weltwirtschaft im langen 18. Jahrhundert. Wien.
- Wolff, Larry 1994: Inventing Eastern Europe. The Map of Civilization on the Mind of Enlightenment. Stanford, CA: Stanford UP.